

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1917**

77 (31.3.1917) Unterhaltungs-Beilage

# Unterhaltungs-Beilage.

## „Jung-Stilling.“

Zum hundertjährigen Todestag von Johann Heinrich Jung, gen. Stilling. († 2. April 1817.)

Von Ernst Hürttenberger.

(Nachdr. verb.)

Zu Dorje Grund im Nassauischen ward am 12. September 1740 einem armen Dorfschneider ein Sohn geboren, dem seit gar schicksalreiches Leben beschieden ward. Wie der Vater war auch dieser Knabe schwach auf den Füßen, und das war dann für die Familie Grund genug, daß der Knabe auch ein Schneider werden mußte. Beim Vater hatte er Lesen und Rechnen gelernt, und da er gern las und er beim Schneider doch nicht viel zum Lesen kam, so lehrte er sich gar sehr nach einer anderen Tätigkeit, und diese ward ihm denn auch schließlich zuteil; man wählte den noch nicht fünfzehnjährigen Knaben in Nachbarort zum Schulmeister. Und er machte seine Sache so vortrefflich, daß der Pastor darüber ärgerlich wurde. Seine Schüler, denen er schöne Geschichten erzählte, und deren Eltern gingen sehr an dem jungen Lehrer, der Pastor aber meinte, daß er den Kindern mehr beibrächte, als nötig sei und so entsetzte er ihn seines Amtes, und Jung-Stilling — so hieß der Held dieser wunderbaren Geschichte — mußte wieder schneiden.

Bald aber hatte er wieder Glück; er ward anderswo zum Schulmeister gewählt, aber auch dort ward das Glück nicht von langer Dauer, und ebenso erging es ihm ein paarmal noch, so daß sein Vater, der inzwischen Witwer geworden und sich ein zweites Mal verheiratet hatte, über den „ungeratenen Sohn“, der nicht schneiden wollte, ärgerlich wurde und schließlich darauf drang, daß er in die Fremde zog. Da arbeitete er dann eine Zeitlang bei einem sehr frommen Schneider namens Jaak, und dieser war mit dem Gesellen, der so gut lesen und Geschichten erzählen konnte, sehr zufrieden, und in der ganzen frommen Gemeinde war der gelehrte Schneidergeselle sehr beliebt.

Und als Meister Jaak mit seinem Gesellen einst in Gasse eines reichen Herrn namens Spanier arbeitete, gefiel Jung-Stilling diesem so, daß er ihm den Vorschlag machte, zu ihm als Hauslehrer ins Haus zu kommen. Das war im Herbst 1763. Nun ging es Jung-Stilling vortrefflich. Er wurde der Freund und Liebling der Familie, konnte lesen, soviel er wollte, und seinen Wissensdurst befriedigen. Insbesondere legte er sich auf das Studium der Augenheilkunde, und da er durch einen wunderbaren Zufall in den Besitz der hinterlassenen Aufzeichnungen eines Pastors gelangte, der ein Mittel gegen Augenleiden gefunden und viele Augenfranten geheilt hatte, so beschloß er, nachdem er sieben Jahre bei Spanier gewesen war, die Universität Straßburg zu besuchen. Vorkurs wurde er in diesem Vorjahre durch ein phantastisches Mädchen namens Christine, die er heiraten wollte und der er nun eine fester gegründete Zukunft zu bieten gedachte.

Ohne jede Mittel ging er nach Straßburg. Als er dort eines Tages im Kosthaus zu Tische war, kam „Einer mit großen, hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Busch mit ins Zimmer“. Und Jung-Stilling vernahm, daß man diesen „Herr Goethe“ nannte. Und Goethe nahm sich bald dieses wunderlichen Menschen an, der wegen seiner Sonderbarkeiten von den anderen Studenten mancherlei Spott zu erdulden hatte. Eines Tages fürzte Stilling wie ein Wasser in Goethes Wohnung, weinte verzweiflungsvoll und teilte den Inhalt eines Briefes mit, der ihn benachrichtigte, daß seine Braut Christine tödlich erkrankt sei. Goethe sorgte dafür, daß der Arme die Mittel erhielt, sofort die Braut aufzusuchen zu können, und über unterwegs hatte Stilling die Abnung, daß er Christine noch lebend antreffen, daß sie gesund und Gott ihm weiter helfen werde.

Diese Abnung trug ihn denn auch nicht. Er heiratete, ließ sich in Elberfeld als Arzt nieder, und seine Augenkuren, die er vermöge der ihm gewordenen Hinterlassenschaft jenes Geistlichen nach dessen Mitteln ausführte, verschafften ihm bald großen Ruf. Aber er strebte höher hinaus. Unablässig studierend, widmete er sich der Kameralwissenschaft und ward Professor dieses Faches an der Universität Marburg. Aber die Studenten machten sich über den Mystizismus und die Geisterlehre, der er sich nun hingab, lustig, und so folgte er denn gern dem Rufe des frommen kurfürstlichen späteren Großherzogs Karl Friedrich von Baden, der ihn als Professor der Staatswissenschaften in Heidelberg anstellte.

Daneben war Jung-Stilling aber bis ans Ende seines Lebens noch als Augenarzt tätig. Seine Staroperationen machten ihn weit und breit berühmt, er mußte weite Reisen unternehmen, um Blinde sehend zu machen, und wenn er einmal zu anderen Zwecken Reisen unternahm — so zum Beispiel in hohem Alter nach Herrnhut — dann mußte er unterwegs oft Station machen, weil man den berühmten Staroperateur nicht vorüber lassen wollte, ohne daß alle, die mit dem Star behaftet waren, sich von ihm heilen zu lassen wünschten. Aber auch literarisch war er noch in mannigfacher Weise tätig. Seine religiösen Schriften übten besonders auf die Frauenvelt eine große Anziehungskraft aus. Ein Bekämpfer der „falschen Aufklärung“, rief er die Geister zu Hilfe, um die Lehre von den Engeln und der Fortdauer der menschlichen Seele in seinen Schriften zu beweisen. Seine „Theorie der Geisterkunde“ und „Szenen aus dem Geisterreich“ erregten das größte Aufsehen. Daneben aber schrieb er Romane, die freilich auch in eine pietistisch-mystische Anschauung getaucht waren, und vor allem die autobiographischen Schriften „Heinrich Stilling's Jugend“, „Jünglingsjahre“, „Bauerhofsleben“, „Häusliches Leben“ und „Lehrjahre“, die von allen seinen Schriften am bekanntesten waren und seinen Namen im besonderen auf die Nachwelt gebracht haben. Goethe war es gewesen, der in Straßburg ihn dazu veranlaßte, seine Lebensgeschichte aufzuschreiben, von der er, wie Goethe berichtet, „auf das Anmutigste erzählte und dem Zuhörer alle Zustände deutlich und lebendig zu vergegenwärtigen mußte.“ Goethe hat Jung-Stilling's Wesen auch tiefer in „Wahrheit und Dichtung“ charakterisiert.

In Karlsruhe, wo Jung-Stilling als Geheimer Rat ohne besondere Anstellung, geachtet vom Hofe und der Bevölkerung die letzten Jahre zubrachte, starb er am 2. April 1817.

## Kriegswuchererfeste.

Der österreichische bürgerliche Abgeordnete Viktor Silberer schreibt in der Allg. Sportzeitung:

„Wenn ich heute nach geraumer Zeit wieder daran gehe, über das Leben und Treiben auf dem Semmering in diesem Winter zu schreiben, so geschieht es diesmal mit sehr gemischten Empfindungen. Der Grund dafür werden die Leser bald herausfinden; bin ich doch heute genötigt, sehr unschöne Dinge zu besprechen und sie kräftig zu tadeln.“

Auch der dritte Kriegswinter brachte dem Semmering wie seine beiden Vorgänger sehr zahlreichen Besuch und bewegtes Leben, nur daß jetzt das Leben und die Bewegung Formen angenommen haben, die unter den soliden Semmering-Freunden schon als wahrer Skandal empfunden werden. Es hat sich nämlich neuer da eine Gesellschaft von Leuten eingestellt, denen nichts so teuer ist, die einen plump-prophetischen Aufwand treiben und denen es gar nicht lustig und toll genug hergehen kann. Bei dieser Sippschaft fließt der Champagner in Strömen; Tag für Tag, oder besser Nacht für Nacht, herrscht heftiger Jubel bis in die früheren Morgenstunden. Dem Wahlspruch: Wein, Weib und Gesang wird in der ausschweifendsten Weise gefolgt und wahre Orgien werden gefeiert voll überdäumender Lebenslust und tollstem Lelermut. Man lebt da buchstäblich unausgesetzt in Sauf und Braus, als gäbe es nicht anderwärts so viel Elend, als würden nicht fortwährend so viel Tausende an der Front für uns verbluten, und als kämpften nicht in Wien allein die vielen Hunderttausende armer und ärmster Leute fterend und hungernd mit bitterer Not.

Der Sammelplatz dieser Lebewelt ist die Halle des Hotel Rankhaus. Wer um Mitternacht dort eintritt, glaubt in Montes Carlo zu sein oder in einem der Wiener Nachtlokale in tiefster Friedenszeit. Auf dieser Insel der Glückseligen sieht man die Herren fast nur im Frack oder Smoking, die Damen in den ausgeputztesten duftigen Corsets, tief desolletiert, mit kostbarem Schmuck beladen. Da wird musiziert, gesungen, getanzt und getrunken, die feinsten Marlen echten französischen Champagners, ganz gleichgültig, was er kostet. Man zahlt willig 60, auch 70 Kr. für die Flasche, und die Bar, auf der deutsch die Skat, in diesem Räume des Schwelgers macht täglich Losungen von vielen Tausenden. Man nennt Rekordzahlen bis zu 9000 Kronen in einem Tage!

Während sich also in Wien täglich so viele Tausende und Abertausende von armer Menschen in Käse und Wasse viele Stunden lang aufstellen müssen, um sich nur das Herz blutet, wenn man vor der Geschäftslokale diese endlosen Reihen starrer Greise, abgemagertes blauer Weiber und halbverhungertes Kinder freierend warten sieht, ob sich für sie, um teure Geld natürlich, ein wenig Kohlen, Kartoffeln, Fett und dergleichen findet, lebt da oben eine Gesellschaft, die von Kriegsnöten gar nichts wissen will, die nur in Vergnügungen schwimmt und die bloß die eine Sorge kennt: Was wird es morgen für eine Geh geben? ...

Den soliden Stammgästen des Semmering ist dieses Treiben ein wahrer Greuel, und nur weil mit von solcher Seite so viele bittere Klagen und so grelle Schimpfungen zugekommen sind, sei heute dieser ganze, ebenso tolle, wie widerliche Trubel hier besprochen ...

In Deutschland wird es Leute geben, die mit pharisäischen Augenaufschlag sagen: es etwas ist natürlich nur in Oesterreich möglich. Solche Selbstgefälligkeit ist aber ganz unangebracht. Die Kriegswuchererdemimonde ist überall gleich. Man braucht nur an das Treiben in gewissen Berliner Zirkeln und alpinen Kurorten zu denken, um zu der Erkenntnis zu gelangen, daß keine Urjaude vorliegt, uns über unsere Bundesbrüder erhaben zu fühlen.

## Dermischtes.

Der Junke. Unter dieser Ueberschrift leistet sich Ede, der Wochenplauderer der „Welt am Montag“, folgende bissige Kritiken zur Tagesgeschichte:

Nu is also jüdisch wieda eena von seine joldene Sitzeljenheit runtajerpuzelt. Se vabrauchen 'n bisken velle Landesoäta bei de Angtange. Un et wird 'ne scheene Rechnung jesh'm, wenn die mal alle pangsoniert wer'n soll'n. Der Belfter riskierte noch mit Bejesterung sein Thronkronen, als a sich mit de Engländer und Franzosen in saule Pjemaften jehen uns intlich. Den Serben ha'm wa regulär ausjehängert, als die jroße Entlastung uff'n Balkan losjng. Sein Komplize, der Obahammeldieb aus de Schwarzem Berje, jab von alkeene Jersejeld, als et brenzlich wurde. Denn kam der Kamme dran, der janz vorjichtig in am allerjchlüjsten uns an de Kefls springen wollte; Madenien trat 'n so unhöflich uff die alladurjchlüjstigen Hoden, del a mit affenartigej Zeidwindigkeit vaduffete. Un nu ha'm jeh jep russischen Nidel jleich selba un mit boeinte Kräfte von jeh joldnet Stühleken jesh'missen. Et sind traurige Zeiten for die Majestäten von Englands Inaden. Bajniecht, iba un iba vajsojbet un mit de jcheensten Jedabüjche uff'n Kopf jind se losjeritten in den jlorredchen Weltfried, denn hat jeha von so'n klee'n hibischen Anbau an 'n Thron jekräumt — un nu jind schon Junke obdadlos, un wo se jont mit de Krone spazier'n jing'n, jchunfelt jekt der Jylinda uff ihr jehalbet Haupt. Jd jehet et komm'n, del bei die zukünftige Friedensbahandlung eere von die Hauptpunkte die Arichtung von een Arbetsnachweis for stellungslose Monarchen sein wird. Wenn je nemlich nich vorziehn, uff de Dana sich mit die Arbetslojennuntastigung injurieren, die jeha von die Brieda uff alle Fälle sein liebet Volk zurjntalekt abknüpft. Ede.

Die Lebenskraft neugebildeter Wörter. Zu jehnem „Deutschen Volkstum“ wünscht Turnbaler Jahn eine Leidensgeschichte der neugebildeten deutschen Wörter, „die man erst als Reker in Acht und Bann tat, späterhin für unrichtig hielt,

allmählig in gute Gesellschaft zog, wo sie jetzt tonangebend waltet“. So sind Preussentum, Deutschtum uns ganz geläufige, geradezu vornehme Wörter. Und doch konnte vor ziemlich hundert Jahren ein Sprachgelehrter, dem die Verdeutschung Menschentum für Summarität nicht gefiel, über mit folgenden Worten spotten: „Warum nicht auch Anbalt, Köthentum und ähnlliche Umheiten, die man ebenso süßlich mit einem D hätte schreiben können!“ Aus schärfste wandte sich Klopstock, der doch selbst unsere Muttersprache um viele Wörter bereichert hat, gegen das Wort Schriftsteller, das heute ein Ehrentitel ist. Es ist ja leicht einzusehen, daß neue Wörter zunächst etwas Fremdartiges an sich haben; daß aber unsere Volksgenossen oft gute Erläuterer ablehnen, ist bezeichnend. „Herrn Campes Stellbüchlein für Menzdebous ist komisch“, meinte man im 18. Jahrhundert, und als er für resposnabel verantwortlich vorschlug, würde er ausgelacht. Heute gilt resposnabel für lächerliches Deutsch, verantwortlich aber ist ein gehaltvolles Wort geworden. Im 15. Bande der „Preussischen Jahrbücher“ kann man nach lesen, wie ein Gelehrter abspredend über die Verdeutschung Mundtuch urteilt; vor kurzem stand in einer Kindergesung, mit der sich jächsische Wirte an ihre Gäste wandten, das Wort Mundtuch, als ob wir schon immer vom Mundtuch und nie von der Serviette gesprochen hätten. Der Leidensweg des Schriftleiters, der Schriftleitung ist sicher vielen bekannt.

Das Petersburger Staatsgefängnis. Das Gefängnis, in das die gezeichneten russischen Minister gebracht wurden, dürfte die berühmte Peter-Pauls-Festung sein, die Sitzstelle der Residenz. Es ist eine Kiliupfesteung, und Beler der Große war keineswegs ein militärisches Genie, wenn er etwa diese Festung angelegt haben sollte in der Absicht, die die Rewa heraufkommenden feindlichen Schiffe zu beschließen. Dazu sind die Bastionen zu hoch und zu nahe dem Wasser gelegen. Mehr als ein paar Kompagnien Soldaten können diese Mauern auch nicht beherbergen. Im günstigsten Falle kann man mit den Kanonen dieser Festung das Winterpalais gegenüber, die Börse nebenauf oder die Tiere in dem an die Festung grenzenden Zoologischen Garten beschließen. So ist es denn erklärlich, daß die Nachfolger Peters des Großen diese zwecklose Festung anderweitig benutzten, nämlich als Staatsgefängnis. Es ward die Bastille der russischen Hauptstadt; in ihren weislichen, von feuchtem Moder überzogenen Licht- und luftlosen Kasmatten, die sich weit unter das Bett der Rewa hin verzweigen, wurden seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die politischen Verbrecher — was man alles in Rußland politische Verbrecher nennt — untergebracht, bis sie die Reihe traf, zu Tode gefuhtet, erhängt, gefängelt, erschossen, nach Sibirien befördert oder infolge eines „unberhofften“ Thronwechsels legnabigt zu werden. Für alle diese Vorgänge sind Beispiele vorhanden. Einer der selbst hier geschwachet, Jürst Krapotkin, erzählt: „Hier folterte Peter I. seinen Sohn Alexis und tötete ihn mit eigener Hand; hier übertrug man die Fürstin Tarakanowa in eine Zelle die sich bei einer Ueberlieferung mit Wasser füllte, so daß die Motten, um sich vor dem Tode des Ertrinkens zu retten, an ihr emporstiegen; hier folterte der fürchterliche Mimiich seine Feinde und ließ Katharina II. diejenige lebendig begraben, die sich der Ermordung ihres Gatten widersetzten. Von den Zeiten Peters I. ist so die Geschichte dieser Steinmassen, die im Angefichte des Winterpalastes vom Spiegel der Rewa emporsteigt, 170 Jahre hindurch eine Geschichte des Mordes und der Fölkerverwüsten, oder sie erzählt von Lebendigbegrabenen, die zu langsamem Tode verurteilt waren oder in der Dede ihrer dunklen und eckigen Verliege zum Wahnsinn getrieben wurden. Hier begann das Märtyrertum der Dzembristen, die zuerst in Rußland die Republik und die Aufhebung der Leibeigenschaft auf ihr Banner schrieben. Hier wurden die Dichter Mylejew und Schewtschenko, Dostojewski, Bakunin, Tichonowitsch, Wisarow und so viele andere von den besten Schriftstellern unserer Zeit eingekerkert. Hier wurde Karakosow gefoltert und gehängt. In den Quadern der Wände des kleinen Hofes hängen in Uebermannshöhe schwere eiserne Ringe, deren jeder in der Tradition der Petersburger einen berühmten Namen trägt, einen jener, die dort gehängt wurden. Die Peter-Pauls-Festung ist ein Denkmal der fürchterlichsten Grausamkeiten und Schencklichkeiten der Tyrannie.“

## Armut.

Die folgenden Strophen des Wiener Dichters, von ihm ursprünglich als Schluß seines ergebnissen Trauerspiels Armut gedacht, veröffentlicht die „Berliner Volkszeitung“:

Die Armen sind geboren wie andere aus Mutterleiben, Seele, Auge und Mut sind so wie bei anderen Menschen, Sonne und Mächte, Früchte und Frühling gelten auch ihnen, Und doch ist alles so anders, wenn es den Armen begegnet: Geborenwerden und Sein und Erste und Sonnenlicht.

Sie dürfen nur Zeiden tun, als lebten sie, dürfen nicht Leben, Was sie besitzen, wird Not, und wessen sie werden, Verhängnis, Freude vor Angst und Liebe, Gefahr und Eiterschaft Hunger, Seele zu Leid und Wüten zu Säweiz und Auge zum Werkzeug, Laßal der andern, an ihren Fesseln, wird Vitternis.

Sie müssen die Reichen jehen, die sich vor ihnen nicht schämen, Immer wessen sie Nichts an Ueberflusse der andern, Immer vergiften sich lassen die Auf, nach dem Sturm des [Entzogens].

Während jene die Mittel haben, zu meiden der Armut Wehagenstrende Nähe und grausames Angesicht.

Als sie haben ja Geld, die Reichen! Und Geld ist immer Erparnis, Am Dergen, am Dienen von Mensch zu Mensch, an tätiger Biede, Aber der Armen Münze ist immer die Selbst, ihre Freiheit, Ihr Dasein und Tun zu eigenem Brede, sie müssen immer Bezahlen mit Menschenwürdeverlust uns Glibderzucht.

Darum Leben sie nicht und dürfen nur, als ob sie lebten, Zeiden tun, und jehinber ist alles, was sie besitzen, Wirklich haben sie nichts — nicht Lust, nicht Auge, noch Seele, Haben nicht Sonne, nicht Mächte, haben nicht Früchte und Frühling, Nicht am Weib und Kindern köstliches Eigentum.

Anton Wildgans.